

Das Buch

Eigentlich hat Ray Atlee, Juraprofessor an der Universität von Virginia, längst mit seiner Vergangenheit abgeschlossen. Der kleine Ort seiner Kindheit im tiefen Süden der USA ist für den 43-jährigen nur mehr eine blasse Erinnerung. Auch zu seinem Bruder Forrest, der mit seinen wilden Eskapaden das schwarze Schaf der Familie ist, hat Ray kaum noch Kontakt. Doch die Vergangenheit holt ihn mit einem Schlag wieder ein, als sein Vater die beiden Söhne zu sich beordert, um das Erbe zu regeln.

Der alte, kranke Mann lebt allein auf dem Familienbesitz in Clanton, Mississippi. Mehr als vierzig Jahre hat er als einflussreicher Staatsbeamter die Politik der Gegend mitbestimmt; noch immer kennen ihn alle als „Richter Atlee“.

Von bösen Vorahnungen geplagt, fügt sich Ray dem Wunsch seines Vaters und bricht nach Clanton auf. Doch bei seiner Ankunft findet er den Richter tot vor. Und dann macht er im Arbeitszimmer eine weitere erschütternde Entdeckung, die ihn selbst in große Gefahr bringt und sein Leben völlig auf den Kopf stellt.

John Grisham

Der Richter

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von Heiner Friedlich,
Dr. Bernhard Liesen, Bea Reiter und Kristiana Ruhl

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE SUMMONS erschien bei Double-
day, New York

Taschenbuchausgabe 05/2009
Copyright © 2002 by Belfry Holdings, Inc.
Copyright © dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House

Umschlaggestaltung: © Hauptmann & Kompanie,
München – Zürich

ISBN: 978-3-641-11033-8

www.heyne.de

I

Da der Richter fast achtzig Jahre alt war und der modernen Technik misstraute, kam sein Brief auf dem guten alten Postweg. Für E-Mails oder Sendungen per Fax hatte der greise Mann nichts übrig. Einen Anrufbeantworter benutzte er nicht; selbst das Telefon war ihm immer unsympathisch gewesen. Seine Briefe tippte er im Zwei-Finger-Suchsystem auf einer altersschwachen Underwood-Schreibmaschine, die auf einem ebenfalls betagten Sekretär mit Rollverschluss thronte. An der Wand dahinter hing ein Porträt von Nathan Bedford Forrest. Der Großvater des Richters hatte im Amerikanischen Bürgerkrieg mit Forrest in der Schlacht von Shiloh und vielen anderen Orten im tiefen Süden gekämpft, und es gab keine historische Persönlichkeit, die der Richter mehr verehrte. Zweiunddreißig Jahre lang hatte er sich ohne weitere Begründung standhaft geweigert, am 13. Juli, Forrests Geburtstag, seinen Amtsgeschäften nachzukommen.

Mit dem Brief des Richters kamen ein weiteres persönliches Schreiben, eine Zeitschrift sowie zwei Rechnungen. Alle Sendungen waren wie üblich in Professor Ray Atlees Postfach in der juristischen Fakultät deponiert worden. Solange Ray zurückdenken konnte, waren Kuverts wie dieses ein Teil seines Lebens gewesen, und folglich wusste er

sofort Bescheid. Der Absender war sein Vater, den auch er nur »den Richter« nannte.

Weil er unschlüssig war, ob er den Brief sofort öffnen oder noch etwas warten sollte, betrachtete Professor Atlee das Kuvert einen Augenblick lang. Gute Nachrichten oder schlechte? Bei seinem Vater konnte man das nie wissen, auch wenn der alte Mann todkrank war und gute Nachrichten selten geworden waren. Der dünne Umschlag schien nur einen Briefbogen zu enthalten, aber auch das war nichts Ungewöhnliches. Obwohl der alte Atlee einst wegen seiner wortreichen Strafpredigten bei Gericht bekannt gewesen war, ging er in schriftlicher Form äußerst sparsam mit Wörtern um.

Sicher war, dass es sich um einen Brief von einigermaßen wichtiger Natur handelte. Der Richter hasste Smalltalk, Tratsch und müßiges Geschwätz, gleichgültig ob mündlich oder schriftlich. Wenn man mit ihm auf der Veranda Eistee trank, wurde der Amerikanische Bürgerkrieg rekapituliert, vornehmlich die Schlacht von Shiloh. Stets gab der Alte General Pierre G.T. Beauregard die Schuld an der Niederlage der Konföderierten, weil der sich seiner Ansicht nach zu fein gewesen war, sich die blank gewienerten Stiefel schmutzig zu machen. Sollte der Richter den General zufällig im Himmel treffen, würde er ihn selbst dort noch hassen.

Denn schon bald würde der alte Atlee nicht mehr unter den Lebenden weilen. Er war neunundsiebzig Jahre alt, hatte Magenkrebs, war übergewichtig und Diabetiker und rauchte unablässig Pfeife. Dazu kamen ein schwaches Herz, das bereits drei Infarkten getrotzt hatte, und eine Reihe weniger schwerer Leiden, die ihn schon seit zwanzig Jahren quälten und sich jetzt anschickten, seinem Leben ein Ende zu machen. Die Schmerzen gönnten ihm keine Ruhepause mehr. Vor drei Wochen, bei ihrem letzten Tele-

fonat, das auf Rays Initiative zustande gekommen war, weil der alte Mann Ferngespräche für Geldschneiderei hielt, hatte die Stimme des Richters schwach und arg mitgenommen geklungen. Das Gespräch hatte keine zwei Minuten gedauert.

Die Absenderangabe war mit Goldprägung auf das Kuvert gedruckt: Chancellor Reuben V. Atlee, 25. Chancery District, Ford County, Gerichtsgebäude, Clanton, Mississippi. Nachdem er den Umschlag in die Zeitschrift geschoben hatte, setzte sich Ray in Bewegung. Mittlerweile war sein Vater nicht mehr Vorsitzender Richter des Chancery Courts, eines Gerichts für Zivilsachen. Vor neun Jahren hatten ihn die Wähler in Pension geschickt, und von dieser bitteren Niederlage würde sich der alte Atlee nie erholen. Zweiunddreißig Jahre lang hatte er gewissenhaft seine Pflicht erfüllt – und dann jagten ihn die Wähler aus dem Amt und gaben einem jüngeren Kandidaten, der mit Wahlkampfspots im Radio und im Fernsehen für sich geworben hatte, den Vorzug. Der Richter hatte sich geweigert, ebenfalls eine Wahlkampagne zu führen, und behauptet, durch seine Arbeit zu sehr in Anspruch genommen zu sein. Außerdem verließ er sich darauf, dass ihn die Menschen kannten. Wenn sie ihn also erneut wählen wollten, würden sie das auch tun. Vielen erschien diese Strategie damals als arrogant. In Ford County ging seine Rechnung auf, doch in den anderen fünf Landkreisen musste er vernichtende Niederlagen einstecken.

Bis man den alten Atlee dazu gebracht hatte, endlich sein Büro im zweiten Stock des Gerichtsgebäudes zu räumen, gingen drei volle Jahre ins Land. Das Büro hatte ein Feuer überdauert und war bei zwei Renovierungen des Gebäudes nicht berücksichtigt worden, da der Richter sich weigerte, Anstreicher oder Handwerker in sein Refugium zu lassen. Erst als die County-Offiziellen ihm klar mach-

ten, dass er das Büro verlassen oder im Zuge einer Zwangsräumung mit dem Rauswurf rechnen musste, packte der Richter endlich seine Sachen. Nachdem er mittlerweile nutzlos gewordene Akten aus drei Jahrzehnten, Notizen und verstaubte alte Bücher in Pappkartons verstaute und damit in sein Haus transportiert hatte, stapelte er sie in seinem Arbeitszimmer. Als dort kein Platz mehr war, benutzte er den Flur zum Esszimmer und sogar die Diele.

Ray nickte einem im Korridor sitzenden Studenten zu und sprach vor seinem Büro kurz mit einem Kollegen. Dann trat er ein, verschloss die Tür und legte die Post auf seinen Schreibtisch. Nachdem er das Jackett ausgezogen und an einen Haken an der Tür gehängt hatte, stieg er über einen Stapel dicker juristischer Fachbücher, die ihm schon seit über einem halben Jahr im Weg lagen. Dabei wiederholte er seinen täglichen Schwur, endlich sein Büro aufzuräumen.

Der Raum war etwa sechzehn Quadratmeter groß. Es gab einen kleinen Schreibtisch und ein kleines Sofa, und auf beiden stapelte sich genügend unerledigte Arbeit, um Ray als einen sehr beschäftigten Mann erscheinen zu lassen. Doch das war er nicht. Im Sommersemester lehrte er lediglich über einen Paragraphen des Kartellrechts. Außerdem sollte er ein Buch schreiben, einen weiteren langweiligen, weitschweifigen Wälzer über die Monopolproblematik, den niemand lesen, der sich aber neben dem Vorgängerwerk gut machen würde. Zwar hatte Ray eine feste Anstellung als Professor, aber genau wie für alle anderen seiner seriösen Kollegen galt auch für ihn die Maxime »Wer schreibt, der bleibt«, die das akademische Leben heute dominierte.

Ray setzte sich an seinen Schreibtisch und räumte lästige Papiere aus dem Weg.

Dann studierte er die auf das Kuvert geschriebene Adresse: Professor N. Ray Atlee, Universität von Virginia, Juristische Fakultät, Charlottesville, Virginia. Die Buchstaben »E« und »O« drängten sich zu dicht an ihre Nachbarn, ein neues Farbband wäre schon vor einem Jahrzehnt fällig gewesen. Auch von Postleitzahlen hielt Atlee senior nichts.

Das »N« stand für »Nathan«, als Reminiszenz an den Bürgerkriegsgeneral, aber das wusste kaum jemand. Bei einer der heftigeren Auseinandersetzungen mit seinem Vater war es um die Entscheidung des Sohnes gegangen, auf »Nathan« zu verzichten und sich nur als »Ray« durchs Leben zu schlagen.

Der Richter schickte seine Briefe stets an die juristische Fakultät, nie an die Privatadresse seines Sohnes in der Innenstadt von Charlottesville. Imposante Adressen gefielen dem alten Mann, und alle in Clanton, selbst die Angestellten der Post, sollten wissen, dass sein Sohn Juraprofessor war. Allerdings war das überflüssig. Mittlerweile lehrte und publizierte Ray seit dreizehn Jahren, und die Leute, die in Ford County wirklich eine Rolle spielten, wussten längst Bescheid.

Nachdem er das Kuvert geöffnet hatte, entfaltete er den Briefbogen, auf dem gleichfalls in pompöser Goldprägung der Name, der frühere Titel und die ehemalige berufliche Adresse des Richters prangten. Auch hier fehlte die Postleitzahl. Offenbar hatte der alte Mann einen unerschöpflichen Vorrat von diesem Briefpapier und diesen Kuverts.

Das Schreiben richtete sich an Ray und dessen jüngeren Bruder, Forrest, die einzigen Kinder einer unglücklichen Ehe, die im Jahr 1969 durch den Tod ihrer Mutter zu Ende gegangen war. Der Brief war kurz – wie üblich:

Trefft bitte entsprechende Vorkehrungen, am Sonntag, den 7. Mai, um 17.00 Uhr in meinem Arbeitszimmer zu erscheinen, damit ich mit euch über mein Erbe reden kann. Mit freundlichen Grüßen, Reuben V. Atlee.

Die unverwechselbare Unterschrift war kleiner als früher und verriet eine zittrige Hand. Jahrelang hatte sie auf gerichtlichen Verfügungen und Urteilen geprangt und so den Verlauf zahlloser Leben verändert. Scheidungen, Fürsorgerechtsfälle, die Aussetzung elterlicher Rechte, Adoptionsangelegenheiten, Streitigkeiten über Erbschaften, Wahlen oder Grund und Boden – alles war dabei gewesen. Die Unterschrift des Richters hatte einst von Autorität gekündet und war wohl bekannt. Jetzt war sie für Ray nur noch das entfernt vertraute Gekritzelt eines schwer kranken, alten Mannes.

Krank oder nicht, Ray wusste, dass er sich zum vorgesehenen Zeitpunkt im Arbeitszimmer seines Vaters einfinden würde. Er war sozusagen vorgeladen worden, und so ärgerlich das auch sein mochte, er hegte keinerlei Zweifel daran, dass er und sein Bruder dem Ruf des Familiengerichts folgen würden, um sich eine weitere Strafpredigt anzuhören. Es war typisch für den Richter, dass er sich einfach einen ihm genehmen Tag herausuchte, ohne vorher anzufragen.

Es entsprach nun einmal der Natur des Alten – und vermutlich auch der der meisten seiner Richterkollegen –, Termine festzusetzen, ohne sich groß darum zu scheren, ob sie anderen passten oder nicht. Hatte man es ständig mit vollen Terminkalendern, zögerlichen Prozessparteien und überarbeiteten oder faulen Rechtsanwälten zu tun, gewöhnte man sich eine solche Strenge an, und vielleicht war sie sogar notwendig. Doch der Richter hatte sich in Bezug auf seine Familie schon immer beinahe genauso wie in sei-

nem Gerichtssaal verhalten. Und das war der entscheidende Grund, weshalb sein Sohn Ray Professor der Rechtswissenschaften in Virginia war und nicht als Anwalt in Mississippi praktizierte.

Ray las die »Vorladung« noch einmal und legte den Brief dann auf einen Stapel anderer Unterlagen, um die er sich noch kümmern musste. Dann ging er zum Fenster und blickte in den Hof hinaus, wo alles blühte. Er war weder wütend noch verbittert, sondern lediglich frustriert, dass sein Vater ihm immer noch seinen Willen aufzwingen konnte. Aber er sagte sich, dass der Richter ein Todgeweihter war und er ihm diese Behandlung nachsehen sollte. Viele Reisen nach Hause würden ohnehin nicht mehr auf dem Programm stehen.

Mit dem Erbe des Richters verhielt es sich rätselhaft. In erster Linie ging es um das aus der Zeit vor dem Amerikanischen Bürgerkrieg stammende Haus, das jener Atlee erbaut hatte, der später an der Seite von General Forrest in den Kampf gezogen war. Dann war das Anwesen von Generation zu Generation vererbt worden. In einer schattigen Straße der Altstadt von Atlanta wäre das Haus über eine Million Dollar wert gewesen, nicht aber in Clanton. Es lag inmitten von fünf vernachlässigten Grundstücken, etwa drei Häuserblocks vom zentralen Platz der Stadt, dem Clanton Square, entfernt. Böden und Decken verzogen sich, das Dach war undicht, und seit Rays Geburt hatte es keinen neuen Anstrich mehr gesehen. Vielleicht konnten sein Bruder und er das Haus für einhunderttausend Dollar verkaufen, doch der Käufer würde die doppelte Summe investieren müssen, um es wirklich bewohnbar zu machen. Von den beiden Brüdern würde keiner jemals wieder darin leben. Schon jetzt hatte Forrest jahrelang keinen Fuß mehr in das Gebäude gesetzt.

Seinerzeit war das Haus auf den Namen Maple Run

getauft worden, als wäre es ein großartiger Landsitz mit Dienerschaft, in dem ein gesellschaftliches Ereignis auf das andere folgte. Die letzte Angestellte war ein Dienstmädchen namens Irene gewesen. Seit sie vor vier Jahren gestorben war, waren die Zimmer nicht mehr gesaugt und die Möbel nicht mehr poliert worden. Der Richter zahlte einem ortsansässigen Kleinkriminellen zwanzig Dollar pro Woche, damit er den Rasen mähte. Erst nach langem Zögern hatte er sich darauf eingelassen. Achtzig Dollar pro Monat – in seinen Augen war das Diebstahl.

Als Ray ein Kind gewesen war, hatte seine Mutter ihr Zuhause tatsächlich immer nur »Maple Run« genannt. Das Abendessen wurde nicht in ihrem »Haus« aufgetragen, sondern in »Maple Run«, die Adresse war nicht die der Familie Atlee in der Fourth Street, sondern »Maple Run, Fourth Street«. Nur wenige Menschen in Clanton konnten Häuser mit Namen vorweisen.

Sie starb an einem Aneurysma und wurde auf einem Tisch im vorderen Salon aufgebahrt. Zwei Tage lang paradierte die ganze Stadt über die Veranda, durch die Diele und den Salon, um ihr die letzte Ehre zu erweisen; anschließend wurden im Esszimmer Punsch und Plätzchen serviert. Ray und Forrest versteckten sich auf dem Dachboden und verfluchten ihren Vater, weil er ein solches Spektakel inszeniert hatte. Da unten, in dem offenen Sarg, lag ihre Mutter, eine hübsche junge Frau, die jetzt, mit bleicher Haut und steif von der Totenstarre, den Blicken der anderen Stadtbewohner ausgesetzt war.

Wegen seines zunehmend ruinösen Zustandes hatte Forrest das Anwesen immer nur »Maple Ruin« genannt. Die roten und gelben Ahornbäume, die einst die Straße gesäumt hatte, waren an irgendeiner unbekanntenen Krankheit zugrunde gegangen, die verrotteten Baumstümpfe nie entfernt worden. Auf dem Rasen vor dem

Haus spendeten vier riesige Eichen Schatten, die tonnenweise Laub abwarfen, das niemand zusammenharkte und wegschaffte. Mindestens zweimal pro Jahr brach ein Ast ab, der irgendwo auf das Haus krachte und vielleicht entfernt wurde, vielleicht aber auch nicht. Jahr um Jahr und Jahrzehnt um Jahrzehnt musste das Haus Schläge einstecken, doch es brach nie zusammen.

Trotz allem war das georgianische Gebäude immer noch stattlich, obwohl die Säulen, einst zum Andenken des Bauherrn errichtet, nur noch eine traurige Erinnerung an den Niedergang der Familie waren. Ray wollte nichts mehr mit dem Haus zu tun haben. Für ihn waren damit nur unangenehme Gefühle verbunden; jede Rückkehr in seine Heimat deprimierte ihn. Er wollte nie wieder in Clanton leben. Außerdem hätte er es sich auch nicht leisten können, ein Haus zu unterhalten, das in finanzieller Hinsicht ein Fass ohne Boden war und eigentlich abgerissen und dem Erdboden gleich gemacht werden sollte. Forrest würde es eher anzünden als wieder einzuziehen.

Der Richter legte großen Wert darauf, dass Ray das Haus übernahm und es im Besitz der Familie hielt. Während der letzten paar Jahre war mehrfach vage darüber gesprochen worden, doch eine Frage hatte Ray nie zu stellen gewagt: »Was denn für eine Familie?« Kinder hatte er nicht. Er hatte eine Exfrau, aber eine neue Partnerin war nicht in Sicht. Dasselbe galt für Forrest, wenn man einmal davon absah, dass er sogar zwei Exfrauen aufweisen konnte, außerdem eine Schwindel erregende Kollektion von Exfreundinnen. Gegenwärtig lebte er mit Ellie zusammen, die zwölf Jahre älter war, hundertvierzig Kilogramm wog und sich dem Malen und Töpfern verschrieben hatte.

Dass Forrest bis jetzt noch keinen Nachwuchs produziert hatte, glich einem biologischen Wunder, aber bisher waren keine Kinder aktenkundig geworden.

Folglich schien es unausweichlich, dass die Familie Atlee ausstarb, aber Ray beunruhigte das überhaupt nicht. Er lebte sein eigenes Leben und würde sich weder den Wünschen seines Vaters noch der glorreichen Vergangenheit der Familie unterwerfen. Nach Clanton kehrte er nur anlässlich von Beerdigungen zurück.

Nie war darüber gesprochen worden, was der Richter sonst noch zu vererben hatte. Einst war die Familie Atlee sehr wohlhabend gewesen, allerdings lange vor Rays Zeit. Land, Baumwolle, Sklaven, Eisenbahnen, Banken, Politik – das typische Portfolio eines Konföderierten, dessen Geldwert allerdings im späten 20. Jahrhundert gen null tendierte. Freilich hatte dies den Atlees den Ruf eingebracht, dass »Geld in der Familie« war.

Mit zehn Jahren hatte Ray erfahren, dass seine Familie reich war. Sein Vater war Richter, ihr Anwesen hatte einen Namen, und im ländlichen Mississippi bedeutete dies, dass er ein Kind aus reichem Hause war. Vor ihrem Tod hatte sich ihre Mutter alle Mühe gegeben, Ray und Forrest davon zu überzeugen, dass sie etwas Besseres als die meisten anderen waren. Sie lebten in einem eigenen Haus, waren Presbyterianer, machten alle drei Jahre Urlaub in Florida, trugen die bessere Kleidung. Gelegentlich aßen sie im Restaurant des Peabody-Hotels in Memphis zu Abend.

Schließlich wurde Ray in Stanford angenommen. Doch angesichts des unverblühten Kommentars des Richters platzten seine Träume wie Luftballons: »Das kann ich mir nicht leisten.«

»Was willst du damit sagen?«, fragte Ray.

»Exakt das, was ich gesagt habe. Stanford kann ich mir nicht leisten.«

»Aber das verstehe ich nicht.«

»Dann muss ich mich wohl deutlicher ausdrücken. Es steht dir völlig frei, für welches College du dich entschei-

dest. Sollte deine Wahl auf Sewanee fallen, werde ich dafür aufkommen.«

Also ging Ray nach Sewanee, allerdings ohne den angeblichen Reichtum seiner Familie im Reisegepäck. Zwar unterstützte ihn sein Vater finanziell, doch der kärgliche Wechsel reichte kaum für Studiengebühren, Bücher, Unterbringung, Verpflegung und die Beiträge für die Studentenverbindung. Später besuchte er die juristische Fakultät der Tulane-Universität in New Orleans, wo er sich dadurch über Wasser hielt, dass er in einer Austerbar im Französischen Viertel kellnerte.

Zweiunddreißig Jahre lang hatte der Richter das Gehalt eines Chancellor bezogen, das aber in dieser Gegend im Vergleich zum Landesdurchschnitt zu den niedrigsten zählte. Als Ray damals an der Tulane-Universität einen Bericht über die Besoldung von Richtern las, musste er bekümmert feststellen, dass Richter in Mississippi zweiundfünfzigtausend Dollar pro Jahr verdienten, während ihre Kollegen überall sonst im Land durchschnittlich fünfundneunzigtausend einstrichen.

Der Richter lebte das einsame Leben eines Witwers, gab wenig für das Haus aus und hatte außer dem Pfeiferauchen keinerlei schlechte Angewohnheiten. Selbst hier bevorzugte er billigen Tabak. Er fuhr einen alten Lincoln, aß schlecht, aber reichlich, und trug die gleichen schwarzen Anzüge, die man seit den Fünfzigerjahren an ihm kannte. Sein Laster war sein Wohltätigkeitsfimmel. Er sparte und spendete sein Geld dann für wohltätige Zwecke.

Niemand wusste, wie viel Geld der Richter im Jahr wegabgab. Zehn Prozent gingen automatisch an die presbyterianische Kirche, zweitausend Dollar nach Sewanee, dieselbe Summe an den Verein Söhne der Konföderation. Diese drei Posten glichen ehernen Gesetzen, bei den anderen war das nicht so.

Der Richter gab praktisch jedem etwas, der ihn um eine Spende anging: einem behinderten Kind, das Krücken brauchte, einem All-Star-Team, das an einem Turnier mehrerer Bundesstaaten teilnehmen wollte, dem Rotary-Klub, der für die Impfung von Kleinkindern im Kongo sammelte, einem Tierheim, das sich um die herrenlosen Hunde und Katzen in Ford County kümmerte, dem einzigen Museum von Clanton, weil es ein neues Dach benötigte.

Die Liste war endlos. Um einen Scheck vom alten Atlee zu erhalten, musste man nur einen kurzen Brief schreiben und darin um eine Spende bitten. Das Geld kam prompt, und das war schon immer so gewesen, seit Ray und Forrest das Haus verlassen hatten.

Vor seinem geistigen Auge sah Ray seinen Vater förmlich vor sich, wie er an seinem unaufgeräumten, staubigen Schreibtisch mit dem Rollverschluss saß und auf der Underwood kurze Nachrichten tippte, die er dann in die Kuverts mit dem Aufdruck »Chancellor« steckte – zusammen mit den kaum entzifferbaren Schecks, die von der First National Bank of Clanton ausgegeben wurden. Fünfzig Dollar hier, hundert Dollar dort, für jeden etwas – bis das Geld restlos verbraucht war.

Mit dem Erbe würde es schon deshalb keine Probleme geben, weil es nur noch wenig zu verteilen gab. Die alten juristischen Fachbücher, das abgenutzte Mobiliar, die mit schmerzhaften Erinnerungen verknüpften Familienfotos und Andenken, längst vergessene Akten und Papiere – all das war nur noch ein Haufen Ramsch, mit dem man höchstens ein beeindruckendes Freudenfeuer veranstalten konnte. Was immer das Haus noch bringen mochte, er und Forrest würden es verkaufen und schon zufrieden sein, wenn überhaupt etwas von dem »Familienvermögen« der Atlees übrig blieb.

Eigentlich hätte er jetzt Forrest anrufen sollen, aber es fiel

ihm nie schwer, solche Telefonate zu verschieben. Sein Bruder Forrest – das war ein anderes Thema. Da gab es diverse Probleme, die weitaus komplizierter waren als die Schwierigkeiten mit einem todkranken, zurückgezogen lebenden Vater, der nichts anderes mehr im Sinn hatte, als sein Geld zu spenden. Forrest war ein wandelndes Wrack, eine einzige Katastrophe, ein sechsunddreißigjähriges Kind, dessen Gehirn abgestumpft war durch jede legale und illegale Droge, die der amerikanischen Kultur bekannt war.

Was für eine Familie, murmelte Ray vor sich hin.

Er sagte die für elf Uhr angesetzte Lehrveranstaltung ab und fuhr los, um sich seine Form von »Therapie« zu gönnen.

Über dem Piedmont Plateau lag der Frühling. Der Himmel war ruhig und klar, und an den Ausläufern der Berge wurde die Natur mit jedem Tag grüner. Im Shenandoah Valley pflügten die Farmer sorgfältig ihre Felder und überzogen sie mit kreuzförmigen Mustern, die das Gesicht des Tals veränderten. Für den nächsten Tag war Regen angekündigt, aber im zentralen Virginia konnte man der Wettervorhersage ohnehin nicht trauen.

Da Ray schon fast dreihundert Flugstunden absolviert hatte, galt sein erster Blick, wenn er sich morgens für den Acht-Kilometer-Lauf vorbereitete, dem Himmel. Joggen konnte er bei jedem Wetter, fliegen nicht. Er hatte sich und seiner Versicherung gelobt, nicht nachts oder bei bewölktem Himmel zu fliegen. Fünfundneunzig Prozent aller Abstürze von Kleinflugzeugen ereigneten sich entweder bei schlechtem Wetter oder nachts, und auch nach drei Jahren Flugerfahrung war Ray noch entschlossen, lieber als Feigling zu gelten als zu viel zu riskieren. »Es gibt alte Piloten und verwegene Piloten, aber keine alten verwegenen Piloten«, besagte eine Fliegerweisheit, und Ray war von ihrer Richtigkeit überzeugt.

Außerdem war das zentrale Virginia viel zu schön, um in einer Wolkendecke darüber hinwegzufliegen. Da war-

tete er lieber auf perfektes Wetter – kein Wind, der seine Maschine erfasste und die Landung komplizierte, kein Nebel, der seine Sicht behinderte und ihn die Orientierung verlieren ließ, keine Bedrohung durch Sturm oder Regen. War der Himmel während des Joggens klar, bestimmte das in der Regel seinen weiteren Tagesablauf. Er konnte das Mittagessen vorziehen oder hinauszögern, eine Lehrveranstaltung ausfallen lassen und seine wissenschaftliche Arbeit auf einen Regentag verschieben. Oder auf eine verregnete Woche. War der Wetterbericht günstig, machte Ray sich auf den Weg zum Flugplatz.

Die Docker's Flight School lag nördlich der Stadt, fünfzehn Minuten Fahrt von der juristischen Fakultät entfernt. An der Flugschule angekommen, wurde Ray stets mit den üblichen rüden Sprüchen begrüßt. Dick Docker, Charlie Yates und Fog Newton waren ehemalige Militärpiloten, und ihre Flugschule hatte die meisten Freizeitpiloten der Gegend ausgebildet. Jeden Tag saßen sie auf alten Klappstühlen im so genannten »Cockpit«, dem Büro der Flugschule, zusammen, wo sie literweise Kaffee tranken und endlose wahre oder erlogene Geschichten aus dem Fliegerleben erzählten, die stündlich fantastischer wurden. Ob es ihm gefiel oder nicht, jeder Kunde und Flugschüler bekam hier seinen Teil an verbalen Unverschämtheiten ab. Die Reaktionen kümmerten die drei nicht. Sie erhielten eine üppige Pension.

Als Ray auftauchte, animierte sie das prompt dazu, die neuesten Anwaltswitze zu erzählen, von denen zwar keiner besonders witzig war, deren Pointen sie aber laut johlen ließen.

»Kein Wunder, dass Sie keine Flugschüler haben«, sagte Ray und widmete sich den Formularen.

»Wohin soll's gehen?«, fragte Docker.

»Ich will ein paar Löcher in den Himmel bohren.«

»Dann alarmiere ich schon mal die Jungs von der Flugsicherung.«

»Dafür sind Sie doch viel zu beschäftigt.«

Nach zehn Minuten, in denen er die Mietformulare für das Flugzeug ausfüllte und weitere Schmähungen über sich ergehen lassen musste, war Ray startklar. Für achtzig Dollar pro Stunde konnte er eine Cessna mieten, mit der er sich fünfzehnhundert Meter über die Erde erheben und die Welt hinter sich lassen konnte: Menschen, Telefone, Autos, seine Studenten, die wissenschaftliche Forschung und vor allem seinen kranken Vater, seinen verrückten Bruder und die unvermeidliche Misere, mit der er es in Clanton zu tun bekommen würde.

Neben der fahrbaren Treppe gab es Abstellplätze für dreißig Flugzeuge. Die meisten waren Hochdecker-Cessnas mit nicht einziehbaren Fahrgestellen, die noch immer die sichersten Maschinen waren, die man jemals gebaut hatte. Aber es gab auch einige ausgefallenerere Modelle. Neben seiner Cessna stand eine prachtvolle einmotorige Beech Bonanza mit zweihundert PS. Mit ein bisschen Training würde Ray sie innerhalb eines Monats fliegen können. Das Flugzeug war fast hundertdreißig Stundenkilometer schneller als die Cessna und verfügte über genügend technische Einrichtungen und Flugelektronik, um das Herz jedes Piloten höher schlagen zu lassen. Doch nicht genug damit – die Beech Bonanza stand für vierhundertfünfzigtausend Dollar zum Verkauf. Das lag zwar außerhalb von Rays Möglichkeiten, doch nicht zu weit. Laut den neuesten Informationen aus dem »Cockpit« baute der Besitzer des Flugzeugs Einkaufszentren und war jetzt auf eine King Air scharf.

Ray wandte sich von der Bonanza ab und konzentrierte sich auf die kleine Cessna daneben. Wie alle noch relativ unerfahrenen Piloten inspizierte er das Flugzeug sorg-

fältig anhand einer Checkliste. Fog Newton, sein Ausbilder, hatte jede Flugstunde mit Horrorstorys über Brände mit Todesfolge eröffnet, die jene Piloten verursachten, die entweder zu faul oder zu sehr in Eile waren, um eine Checkliste zu benutzen.

Als er sich vergewissert hatte, dass an der Außenseite der Maschine alles in Ordnung war, öffnete er die Tür und schnallte sich im Cockpit an. Der Motor begann zu schnurren, das Funkgerät knisterte. Nachdem er eine weitere Liste über Maßnahmen vor dem Start durchgegangen war, meldete er sich beim Tower. Vor ihm war ein Linienflug dran; nach zehn Minuten im Cockpit erhielt er die Start-erlaubnis. Beim Start lief alles glatt, und Ray steuerte die Maschine in westlicher Richtung auf das Shenandoah Valley zu.

Bei gut zwölfhundert Metern Flughöhe überquerte er den Afton Mountain, der sich ziemlich dicht unter ihm befand. Ein paar Sekunden lang geriet die Cessna durch eine Bergturbulenz etwas ins Schlingern, aber das war nichts Außergewöhnliches. Als Ray die Ausläufer der Berge hinter sich gelassen hatte und sich über Weiden und Feldern befand, flog er an einem ruhigen, windstillen Himmel dahin. Offiziell betrug die Sichtweite dreißig Kilometer, aber in dieser Höhe konnte er sehr viel weiter blicken, da kein einziges Wölkchen zu sehen war. Bei tausendfünfhundert Metern tauchten langsam die Gipfel von Westvirginia am Horizont auf. Nachdem er auf einer Checkliste abgehakt hatte, was während des Flugs überprüft werden sollte, stellte er den Gashebel auf Normalbetrieb. Dann entspannte er sich – zum ersten Mal, seit er das Flugzeug vor dem Start auf der Rollbahn in Position gebracht hatte.

Die Stimmen aus dem Funkgerät verstummten, und das würde sich erst wieder ändern, wenn er den Empfang auf

den sechzig Kilometer weiter südlich gelegenen Roanoke-Tower umstellte. Aber er beschloss, Roanoke zu meiden und sich weiter im unkontrollierten Luftraum aufzuhalten.

Aus persönlicher Erfahrung wusste Ray, dass es in der Gegend von Charlottesville Psychotherapeuten gab, die pro Stunde zweihundert Dollar berechneten. Dagegen war Fliegen fast schon ein Sonderangebot – und außerdem sehr viel wirkungsvoller. Nichtsdestotrotz war der Therapeut, der ihm damals vorgeschlagen hatte, sich ein Hobby zu suchen, sehr gut gewesen. Ray hatte ihn aufgesucht, weil er einfach mit jemandem sprechen musste. Exakt einen Tag, nachdem die frühere Mrs. Ray Atlee die Scheidung eingereicht, ihren Job gekündigt und das Haus nur mit ihren Kleidungsstücken und ihrem Schmuck verlassen hatte – wofür sie bei ihrer skrupellosen Effizienz weniger als sechs Stunden benötigte –, verließ Ray die Praxis des Therapeuten zum letzten Mal. Er fuhr zum Flugplatz, stolperte ins »Cockpit« und hörte sich die ersten Unverschämtheiten an. Ob sie von Dick Docker oder Fog Newton gekommen waren, wusste er nicht mehr genau.

Die Schmähungen taten ihm gut; immerhin kümmerte sich auf diese Weise jemand um ihn. Weitere Invektiven folgten, aber der verwirrte und mitgenommene Ray fand eine Art neues Zuhause. Seit drei Jahren zog er nun bei gutem Wetter los und schwebte einsam am klaren Himmel über den Blue Ridge Mountains und dem Shenandoah Valley dahin. Dabei besänftigte er seinen Zorn, vergoss ein paar Tränen oder sprach mit einem imaginären Partner auf dem Sitz neben sich über sein unglückliches Leben. Die Antwort des leeren Sitzes war immer dieselbe: Sie ist fort.

Manche Frauen verschwinden und kommen irgendwann

zurück. Andere machen sich aus dem Staub und unterziehen sich dann einer schmerzhaften Überprüfung ihres Entschlusses. Wieder andere setzen ihre Entscheidung mit einer solchen Entschlossenheit in die Tat um, dass sie nie zurückblicken. Vickis Abschied aus seinem Leben war so gut geplant und so kaltblütig inszeniert worden, dass Rays Anwalt nur ein Kommentar eingefallen war: »Geben Sie auf, Kollege.«

Sie hatte schlicht einen besseren Deal gemacht. Wie ein Spitzensportler, der kurz vor Schließung des Transfermarkts das Team wechselte, entschied sie sich für das lukrativere Angebot. Trikotwechsel, ein Lächeln für die Kameras, Vergangenheit abhaken. Eines schönen Tages, Ray war gerade in der Universität, verschwand sie in einer Limousine mit angehängtem Wohnwagen, in dem sie ihre Sachen verstaut hatte. Schon zwanzig Minuten später spazierte sie in ihr neues Zuhause, ein zu einer Pferdefarm gehörendes Landhaus, wo Lew »der Liquidator« sie mit offenen Armen und einem vorehelichen Abkommen in der Tasche erwartete. Lew war ein skrupelloser Unternehmensliquidator, was ihm Rays Recherchen zufolge etwa eine halbe Milliarde eingetragen hatte. Mit vierundsechzig Jahren hatte er sein Geld genommen, der Wall Street den Rücken gekehrt und aus irgendeinem Grund ausgerechnet Charlottesville als neuen Wohnsitz gewählt.

Irgendwann lief ihm dort Vicki über den Weg. Er bot ihr ein Geschäft an, schwängerte sie und wurde so zum Vater der Kinder, die Ray sich gewünscht hatte. Jetzt, mit neuer Gattin als Trophäe und frischer Nachkommenschaft, gerierte sich Lew als der neue Mittelpunkt Charlottesville.

Genug jetzt, murmelte Ray. Er sprach laut vor sich hin, doch hier oben, hoch über der Erde, antwortete ihm niemand.

Er nahm an – zumindest hoffte er es –, dass Forrest clean und nüchtern bei ihrem Vater auflaufen würde, aber solche Annahmen waren häufig irrig, und die Hoffnungen wurden enttäuscht. Zwanzig Jahre Entzug und Rückfälle – es war durchaus fraglich, ob Forrest seine Sucht jemals in den Griff bekommen würde. Zudem war Ray sich sicher, dass sein Bruder pleite war, was sich bei seinem Lebenswandel kaum vermeiden ließ. Wenn es so war, musste er sich nach Geld umsehen, und da kam ihm das bald fällige Erbe ihres Vaters gerade recht.

Das Geld, das nicht wohltätigen Organisationen oder kranken Kindern zugute gekommen war, hatte der Richter in etliche Entziehungskuren und Therapien Forrests investiert – ein Fass ohne Boden. Etliche Jahre blanker Geldverschwendung. Schließlich »exkommunizierte« der Alte seinen Sohn Forrest auf die ihm eigene Art und Weise, indem er ihn aus der Vater-Sohn-Beziehung hinauswarf. So viele Jahre lang hatte er Ehen geschieden, Eltern ihre Kinder weggenommen, Kinder an Adoptiveltern vermittelt, geistig kranke Menschen für immer wegschließen lassen und strafwürdige Väter in den Knast geschickt – alles drastische und schwer wiegende Urteile, die er durch seine Unterschrift besiegelt hatte. Als er seinerzeit Richter geworden war, war die Autorität ihm vom Bundesstaat Mississippi verliehen worden, doch gegen Ende seiner Laufbahn nahm er nur noch von Gott persönlich Befehle entgegen.

Wenn irgendein Vater in der Lage war, seinen Sohn zu verstoßen, dann Chancellor Reuben V. Atlee.

Forrest jedoch tat so, als hätte ihm das nichts ausgemacht. Er hielt sich für einen Freigeist und gab damit an, Maple Run neun Jahre lang nicht mehr betreten zu haben. Einmal, nach einem der drei väterlichen Herzinfarkte, als der Arzt die Familie zusammentrommelte, besuchte er den Richter im Krankenhaus. Überraschenderweise war er

damals nüchtern. »Zweiundfünfzig Tage, Bruderherz«, flüsterte er Ray zu, während sie im Flur der Intensivstation warteten. In der Anfangsphase des Entzugs war er geradezu vernarrt in Zahlen.

Sollte der Richter tatsächlich Pläne hegen, Forrest in seinem Testament zu berücksichtigen, würde das diesen am meisten überraschen. Aber wenn die Chance bestand, dass er durch das Erbe Geld in die Finger bekam, würde er zur Stelle sein und jeden Krümel auflesen.

Über der New River Gorge in der Nähe von Beckley in Westvirginia wendete Ray, um sich auf den Rückweg zu machen. Fliegen war zwar preiswerter als der Psychotherapeut, aber deshalb keineswegs billig. Die Uhr lief. Sollte er in der Lotterie gewinnen, würde er die Bonanza kaufen und überallhin fliegen. In zwei Jahren stand ihm das Professoren zugebilligte Sabbatical zu, das eine willkommene Erlösung von den Strapazen des akademischen Alltags sein würde. Man würde von ihm erwarten, dass er in dieser Zeit seinen Achthundert-Seiten-Wälzer zum Thema Monopole abschloss, und es bestand eine realistische Chance, dass er das auch schaffte. Sein Traum war allerdings, die Bonanza zu mieten und damit in den Himmel zu entschwinden.

Zwanzig Kilometer westlich des Flugplatzes meldete er sich beim Tower, der ihn über die Anflugvorschriften informierte. Da nur ein leichter Wind aus unterschiedlichen Richtungen ging, würde die Landung ein Kinderspiel werden. Beim Anflug, als Ray noch etwa eineinhalb Kilometer von der Rollbahn entfernt war und die Flughöhe seiner kleinen Cessna schulbuchmäßig verringerte, meldete sich über Funk ein anderer Pilot. Dem Fluglotsen stellte er sich als »Challenger-two-four-four-delta-mike« vor, seine Position war zwanzig Kilometer weiter nördlich. Der Tower erteilte ihm die Landeerlaubnis, aber die Cessna hatte Vorrang.

Ray konnte die Gedanken an das andere Flugzeug gerade lange genug verdrängen, um eine Bilderbuchlandung hinzulegen. Dann verließ er die Landepiste und rollte auf die fahrbare Treppe zu.

Eine Challenger ist ein Privatjet kanadischer Bauart, der je nach Modell für acht bis fünfzehn Passagiere ausgelegt ist. Damit kann man ohne Zwischenlandung von New York nach Paris fliegen, und zwar auf luxuriöse Art und Weise, weil ein Flugbegleiter Drinks und Mahlzeiten serviert. Eine neue Challenger kostet etwa fünfundzwanzig Millionen Dollar, wobei der genaue Preis davon abhängt, für welche der zahllosen Extras sich der Kunde entscheidet.

Der Privatjet gehörte Lew dem Liquidator, der die Maschine aus der Konkursmasse einer der vielen glücklosen Firmen, die er als Unternehmensabwickler rupfte, herausgepickt hatte. Während Ray die Landung des Privatjets beobachtete, hoffte er einen Augenblick lang, die Maschine würde vor seinen Augen eine Bruchlandung hinlegen und auf der Rollbahn ausbrennen, damit er sich an dem Spektakel weiden konnte. Natürlich kam es nicht so. Als die Challenger auf das Privatterminal zurollte, saß Ray plötzlich in der Klemme.

Seit ihrer Scheidung vor ein paar Jahren hatte er Vicki zweimal gesehen, und er war auf eine Wiederholung in diesem Moment absolut nicht scharf, weil er in einer zwanzig Jahre alten Cessna hockte, während sie gleich die Gangway ihres goldenen Privatjets hinabspazieren würde. Aber vielleicht war sie ja gar nicht an Bord. Möglicherweise kehrte Lew Rodowski nur von einem seiner skrupellosen Beutezüge zurück.

Ray unterbrach die Treibstoffzufuhr, und der Motor erstarb. Während die Challenger weiter auf ihn zukam, versank er so tief wie möglich im Pilotensessel.

Als der Privatjet etwa dreißig Meter von ihm entfernt eben zum Stehen kam, fuhr bereits ein glänzender schwarzer Suburban darauf zu. Ein bisschen zu schnell, mit eingeschaltetem Licht, ganz so, als wäre eben eine königliche Hoheit in Charlottesville eingetroffen. Zwei junge Männer in farblich aufeinander abgestimmten grünen Hemden und Baumwollhosen sprangen aus der Limousine, um den Liquidator und alle, die sonst noch an Bord der Maschine waren, zu empfangen. Die Tür der Challenger öffnete sich, die Gangway wurde ausgefahren, und Ray beobachtete fasziniert über sein Instrumentenbrett hinweg, wie einer der beiden Piloten mit zwei großen Einkaufstüten in den Händen die Treppe hinabstieg.

Dann folgte Vicki mit den Zwillingen, die mittlerweile fast drei Jahre alt waren: Simmons und Ripley, zwei arme Teufel, denen man geschlechtsneutrale Nachnamen als Vornamen verpasst hatte, weil ihre Mutter eine Idiotin war und ihr Vater vorher schon neun Kinder gezeugt hatte und es ihm mittlerweile wahrscheinlich egal war, wie seine Nachkommen hießen. Die Zwillinge waren Jungen. Ray wusste das, weil er im Lokalblatt die Seiten studiert hatte, auf denen Geburten und Todesfälle, aber auch Einbrüche und Ähnliches angezeigt wurden. Zur Welt gekommen waren sie im Martha Jefferson Hospital – sieben Wochen und drei Tage, nachdem die einvernehmlich vollzogene Scheidung der Atlees aktenkundig geworden war, und sieben Wochen und zwei Tage, nachdem die hochschwangere Vicki Lew Rodowski geehelicht hatte. Für den Liquidator war das bereits der vierte Gang zum Traualtar gewesen, wenn es denn auf der Pferdefarm einen gab.

Die beiden Jungen an den Händen haltend, stieg Vicki vorsichtig die Gangway hinab. Die halbe Milliarde Dollar bekamen ihr gut – sie trug eine enge Designer-Jeans, und

ihre langen Beine waren merklich schlanker geworden, seit sie zur Welt des Jetset gehörte. Tatsächlich wirkte Vicki fast wie verhungert – spindeldürre Arme, ein kleiner, flacher Hintern, ausgezehnte Wangen. Ihre Augen konnte Ray nicht sehen, weil sie hinter einer Wrap-around-Sonnenbrille verborgen waren. Ob die Brille aus Hollywood oder Paris stammte, konnte man sich aussuchen, auf jeden Fall war sie der letzte Schrei.

Dagegen hatte der Liquidator, der ungeduldig hinter seiner gegenwärtigen Frau und seinen Kindern wartete, ganz offensichtlich nicht am Hungertuch genagt. Angeblich lief er Marathon, aber das, was er den Journalisten erzählte, stimmte in der Regel so gut wie nie. Er war untersetzt und dickbäuchig und hatte eine Halbglatze. Die verbliebenen Haare waren grau. Vicki war einundvierzig und ging für dreißig durch, Lew war vierundsechzig, wirkte aber mindestens wie siebzig. Zumindest erschien es Ray so, der das mit großer Befriedigung zur Kenntnis nahm.

Als sie schließlich in der Limousine Platz genommen hatten, waren die beiden Piloten noch damit beschäftigt, Gepäck und große Einkaufstüten von Saks und Bergdorf in dem Suburban zu verstauen. Nur ein kleiner Shoppingtrip nach Manhattan – dauerte ja nur eine Dreiviertelstunde, wenn man eine Challenger sein Eigen nannte.

Schließlich raste der Suburban davon. Die Show war vorbei, und Ray richtete sich in seiner Cessna wieder auf.

Hätte er Vicki nicht so gehasst, dann wäre er noch lange sitzen geblieben, um seine Ehe Revue passieren zu lassen.

Es hatte keinerlei Warnschüsse gegeben, keine Auseinandersetzungen, keine atmosphärischen Veränderungen. Sie war einfach über eine bessere Partie gestolpert.

Um tief durchzuatmen, öffnete er die Tür. Jetzt bemerk-

te er, dass sein Kragen völlig durchgeschwitzt war. Nachdem er sich die Stirn abgewischt hatte, stieg er aus.

Zum ersten Mal überhaupt bereute er es, zum Flugplatz gefahren zu sein.

Die juristische Fakultät lag direkt neben der für Wirtschaftswissenschaften. Beide Institute befanden sich am nördlichen Rand des Campus, der seit den Zeiten von Thomas Jefferson sehr gewachsen war und nicht mehr viel zu tun hatte mit dem malerischen akademischen Viertel, das dieser einst entworfen und gebaut hatte.

Für eine Universität, an der die Architektur des Gründers so verehrt wurde, war es überraschend, dass die juristische Fakultät in einem rechteckigen und eher niedrigen Bau aus Glas und Betonquadern beheimatet und genauso langweilig und fantasielos wie Millionen andere Gebäude aus den Siebzigerjahren war. Aber in jüngster Zeit waren die Institute renoviert und der Umgebung angepasst worden. Die Universität selbst rangierte in den Top Ten der amerikanischen Unis, was allen, die hier lehrten oder arbeiteten, sehr wohl bewusst war. Zwar hatten einige Ivy-League-Universitäten beim Ranking besser abgeschnitten, aber keine einzige der aus Steuergeldern finanzierten Hochschulen. Die Universität hatte tausend überdurchschnittliche Studenten und äußerst qualifiziertes Lehrpersonal.

Früher hatte Ray Wertpapierrecht an der Northeastern-Universität in Boston gelehrt. Einige seiner Publikationen hatten die Aufmerksamkeit einer Berufungskommission

erregt. Eins kam zum anderen, und schließlich erschien die Alternative attraktiv, weiter südlich an einer besseren Universität zu unterrichten. Vicki stammte aus Florida, und wenngleich sie im großstädtischen Leben Bostons aufgeblüht war, hatte sie sich nie mit den dortigen Wintern anfreunden können. Schnell gewöhnten sie sich an den langsameren Lebensrhythmus in Charlottesville. Ray bekam eine Professur auf Lebenszeit, Vicki promovierte in Romanistik. Als sie gerade über Kinder zu reden begannen, erschien der Unternehmensabwickler auf der Bildfläche.

Ein anderer Mann schwängert einem die Frau und nimmt sie mit. Natürlich würde man ihm da gern ein paar Fragen stellen, vielleicht auch der Frau ... In den Tagen direkt nach Vickis Abgang ließen Ray diese Fragen nicht schlafen, aber im Laufe der Zeit begriff er, dass er sie nie zur Rede stellen würde. Die Fragen hatten sich längst verflüchtigt, doch die Episode auf dem Flugplatz brachte sie zurück.

Während er das Auto auf seinem Parkplatz vor der juristischen Fakultät abstellte und dann zu seinem Büro ging, unterzog er Vicki in Gedanken erneut einem Kreuzverhör.

Da er in der Regel bis zum Spätnachmittag in seinem Büro blieb, waren Terminabsprachen überflüssig. Seine Tür stand allen offen, jeder Student war willkommen. Aber nun war es Ende April, und die Tage waren bereits warm. Schon jetzt waren die Besuche der Studenten seltener geworden. Ray las die Vorladung seines Vaters erneut und ärgerte sich wieder über dessen obligatorische Strenge und Distanziertheit.

Nachdem Ray sein Büro um siebzehn Uhr abgeschlossen hatte, verließ er die Fakultät, um zu einem auf dem Campus liegenden Sportplatz zu gehen, wo Studenten aus dem sechsten Semester das zweite von insgesamt drei Soft-

ball-Matches gegen ein Team des Lehrkörpers bestritten. Beim ersten Spiel waren die Professoren förmlich geschlachtet worden, und die zwei anderen Partien waren eigentlich überflüssig, um das bessere Team zu bestimmen.

Studenten aus niedrigeren Semestern, die Blut gerochen hatten, füllten die kleinen Tribünen oder klebten am Zaun hinter dem ersten Mal, wo sich das Team des Lehrkörpers versammelt hatte und sich vor dem Spiel eine nutzlose, anfeuernde Lektion erteilen ließ. Einige jüngere Semester zweifelhaften Rufs standen um zwei größere Kühlbehälter herum, das Bier floss bereits in Strömen.

Im Frühling gibt's einfach kein besseres Plätzchen als den Campus einer Universität, dachte Ray, während er auf das Spielfeld zuzuging, um sich eine geeignete Stelle auszusuchen, von wo aus er das Match verfolgen konnte. Junge Frauen in Shorts, immer ein Kühlbehälter in Reichweite, gute Laune, improvisierte Partys, der Sommer vor der Tür. Er war dreiundvierzig Jahre alt, seit fünfunddreißig Monaten wieder Single und wünschte sich jetzt, selbst wieder Student zu sein. Alle behaupteten, das Lehren erhalte einen jung, und vielleicht hatten sie in dem Punkt Recht, dass man tatkräftig und geistig auf der Höhe blieb. Aber Ray verspürte den Wunsch, da vorn bei den Angebern auf einem Kühlbehälter zu sitzen und mit den Studentinnen zu flirten.

Eine kleine Gruppe Kollegen stand lächelnd am Fangzaun, während das Professorenteam in einer wenig beeindruckenden Aufstellung das Spielfeld betrat. Einige humpelten, die Hälfte trug Kniebandagen. Ray entdeckte Carl Mirk – einer der Stellvertreter des Dekans und sein bester Freund –, der an einem Zaun lehnte. Er hatte die Krawatte gelockert und das Jackett über die Schulter geworfen.

»Ein trauriges Team«, bemerkte Ray.

»Warte, bis sie zu spielen beginnen«, antwortete Mirk.

Carl stammte aus einer Kleinstadt in Ohio, wo sein Vater Richter, der örtliche Heilige und jedermanns Großvater zugleich war. Auch er war geflohen und hatte sich geschworen, nie wieder in seine Heimat zurückzukehren.

»Das erste Spiel habe ich verpasst«, sagte Ray.

»Es war zum Heulen. Siebzehn zu null nach zwei Durchgängen.«

Der erste Schlagmann der Studenten ließ den Ball in eine Lücke auf dem linken Außenfeld sausen. Eigentlich hätte er mit diesem Schlag nur das zweite Mal sicher erreichen dürfen. Aber als der linke Außenfeldspieler und der Centerfeldspieler endlich hinübergewumpelt waren, sich um den Ball gebalgt, dagegen getreten und sich gegenseitig behindert hatten, bevor sie ihn in Richtung Innenfeld warfen, konnte der Läufer im Spaziergang einen Home Run verbuchen. Damit waren zumindest schon mal die Ehrenpunkte eingefahren. Die Horden an der linken Feldseite wurden fast wahnsinnig, die Studenten auf den Tribünen forderten lautstark weitere Patzer.

»Es wird noch schlimmer kommen«, kommentierte Mirk.

So war es. Nach ein paar weiteren Katastrophen hatte Ray genug gesehen. »Anfang nächster Woche werde ich aus der Stadt verschwinden«, sagte er. »Man hat mich nach Hause bestellt.«

»Du wirkst richtig begeistert«, bemerkte Carl. »Wieder mal eine Beerdigung?«

»Noch ist es nicht so weit. Mein Vater hat ein Familientreffen einberufen, um über sein Erbe zu sprechen.«

»Das tut mir Leid.«

»Muss es nicht. Es gibt nicht viel, worüber man diskutieren könnte, nichts, weshalb sich ein Streit lohnte. Dennoch wird es wahrscheinlich unangenehm werden.«

»Wegen deinem Bruder?«

»Keine Ahnung, ob mein Bruder oder mein Vater mehr Scherereien machen werden.«

»Ich bin in Gedanken bei dir.«

»Danke. Ich werde meine Studenten informieren und sie an Kollegen verweisen. Damit sollte alles geregelt sein.«

»Wann fährst du?«

»Am Samstag. Wahrscheinlich bin ich am Dienstag oder Mittwoch zurück, aber genau kann ich's nicht sagen.«

»Na, wir sind ja hier«, sagte Mirk. »Hoffentlich ist dann auch das dritte Spiel gelaufen.«

Ein langsamer Bodenball trudelte ungehindert zwischen den Beinen des Pitchers hindurch.

»Das war's dann wohl«, sagte Ray.

Nichts verdarb Ray die Stimmung so sehr wie der Gedanke, sich nach Hause begeben zu müssen. Seit über einem Jahr war er nicht mehr nach Clanton gefahren, und selbst wenn der Ausflug noch in ferner Zukunft gelegen hätte, wäre das schlimm genug gewesen.

Nachdem er sich in einem mexikanischen Restaurant mit Straßenverkauf ein Burrito gekauft hatte, aß er es in einem Café in der Nähe der Schlittschuhbahn, wo sich die übliche Bande schwarzhäariger Grufties versammelt hatte und die Leute erschreckte. Aus der alten Main Street war eine sehr hübsche Fußgängerzone mit Cafés, Antiquitätengeschäften und Buchhandlungen geworden, und wenn das Wetter schön war – womit man in dieser Gegend meistens rechnen konnte –, stellten die Restaurantbesitzer Tische und Stühle für ausgedehnte Abendmahlzeiten vor die Tür.

Nachdem Ray urplötzlich wieder zum Single geworden war, hatte er das malerische Reihenhaus verkauft und war in die Innenstadt gezogen, wo die meisten alten Häuser renoviert und einem zeitgemäßen, urbanen Lebensstil

angepasst worden waren. Seine Vier-Zimmer-Wohnung lag über dem Laden eines persischen Teppichhändlers. Der kleine Balkon befand sich auf der Seite der Fußgängerzone, und mindestens einmal im Monat lud Ray seine Studenten zu Lasagne und Wein zu sich ein.

Es war schon fast dunkel, als er die Haustür aufschloss und die quietschende Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg. Er war sehr, sehr allein – kein Mensch, kein Hund, keine Katze, kein Goldfisch erwartete ihn. In den letzten Jahren war er zwei Frauen begegnet, die er attraktiv fand, aber mit keiner der beiden hatte er ein Rendezvous vereinbart. Eine kesse Studentin aus dem sechsten Semester hatte Annäherungsversuche unternommen, doch seine Abwehrmechanismen waren intakt. Sein Verlangen nach Sex war so eingeschlafen, dass er schon überlegt hatte, professionelle Hilfe zu suchen oder vielleicht auch zu Wundermitteln Zuflucht zu nehmen. Er schaltete das Licht an und überprüfte den Anrufbeantworter.

Forrest hatte angerufen, was ein seltenes, wenn auch in dieser Situation nicht völlig unerwartetes Ereignis war. Typisch für seinen Bruder war allerdings, dass er keine Rückrufnummer hinterlassen hatte. Ray braute sich entkoffinierten Tee, stellte Jazzmusik an und versuchte, sich innerlich auf das Gespräch mit Forrest vorzubereiten. Es war schon merkwürdig, dass ihn ein Telefonat mit seinem Bruder so viel Überwindung kostete, aber eine Unterhaltung mit Forrest war immer deprimierend. Beide hatten weder Frau noch Kinder. Nur ihr Nachname und ihr Vater verbanden sie miteinander.

Ray wählte Ellies Nummer in Memphis. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis sie an den Apparat ging. »Hallo, Ellie, hier ist Ray Atlee«, sagte er freundlich.

»Oh«, stöhnte sie, als hätte er an diesem Tag bereits zum achten Mal angerufen. »Er ist nicht da.«

Alles in Ordnung, Ellie, und wie geht es Ihnen? Gut, danke der Nachfrage. Schön, Ihre Stimme zu hören. Wie ist denn das Wetter bei Ihnen?

»Er hat's bei mir versucht, ich rufe nur zurück«, sagte Ray.

»Ich hab' doch schon gesagt, dass er nicht hier ist.«

»Das habe ich verstanden, aber kann ich's unter einer anderen Nummer versuchen?«

»Wozu?«

»Um Forrest zu erreichen. Erreicht man ihn bei Ihnen immer noch am ehesten?«

»Vermutlich schon. Meistens ist er hier.«

»Dann sagen Sie ihm bitte, dass ich angerufen habe.«

Forrest und Ellie hatten sich während einer Entziehungskur kennen gelernt. Bei ihr ging es um hochprozentigen Alkohol, bei ihm um eine ganze Kollektion illegaler Substanzen. Damals wog Ellie deutlich unter fünfzig Kilogramm und behauptete, sich die längste Zeit ihres Erwachsenenlebens von nichts anderem als Wodka ernährt zu haben. Sie schwor dem Alkohol ab, verdreifachte ihr Körpergewicht, und irgendwie geriet Forrest in ihre Fänge. Für ihn war sie eher Mutter als Freundin. Jetzt lebte er in einem Kellerraum des Hauses ihrer Vorfahren, eines unheimlichen viktorianischen Gebäudes am Rand der Innenstadt von Memphis.

Als das Telefon klingelte, hielt Ray das Mobilteil noch in der Hand. »He, Bruderherz«, meldete sich Forrest lautstark. »Du hast versucht, mich zu erreichen?«

»Ich wollte dich zurückrufen. Wie geht's?«

»Na ja, bis der Brief von unserem alten Herrn kam, ging's mir ziemlich gut. Hast du ihn auch gekriegt?«

»Heute angekommen.«

»Er tut immer noch so, als wäre er der Richter und wir Verbrecher, findest du nicht?«

»Er wird immer ein Richter sein, Forrest. Hast du mit ihm gesprochen?«

Ein Schnauben, dann eine Pause. »Am Telefon habe ich seit zwei Jahren nicht mehr mit ihm geredet. Wann ich zum letzten Mal einen Fuß in das Haus gesetzt habe, weiß ich schon gar nicht mehr. Und ich bin mir auch nicht sicher, ob ich am Sonntag kommen werde.«

»Du wirst kommen.«

»Hast *du* mit ihm gesprochen?«

»Vor drei Wochen. Ich habe ihn angerufen, nicht er mich. Er klang sehr krank, Forrest. Ich glaube nicht, dass er noch lange leben wird. Meiner Meinung nach solltest du ernsthaft darüber nachdenken ...«

»Fang gar nicht erst an, Ray. Ich höre mir keine Strafpredigten an.«

Es entstand eine Gesprächspause, ein bedrückendes Schweigen, das beide nutzten, um erst einmal tief durchzuatmen. Als Süchtiger aus einer weithin bekannten Familie hatte Forrest sich, solange er sich zurückerinnern konnte, permanent Straf- und Moralpredigten und gute Ratschläge aller möglichen Leute anhören müssen.

»Tut mir Leid«, sagte Ray. »Ich werde hinfahren. Wie sieht's mit dir aus?«

»Na ja, ich vermutlich auch.«

»Bist du clean?« Das war zwar eine sehr persönliche Frage, dennoch kam sie Ray so routinemäßig über die Lippen, als fragte er nach dem Wetter. Forrest antwortete immer direkt und ehrlich.

»Seit hundertneununddreißig Tagen.«

»Großartig.«

Einerseits fand Ray das wirklich großartig, andererseits auch wieder nicht. Jeder Tag ohne Alkohol oder Drogen war eine Erleichterung, aber es war entmutigend, auch nach zwanzig Jahren noch immer zählen zu müssen.

»Und ich habe einen *Job*«, verkündete Forrest stolz.

»Prima. Was machst du?«

»Ich arbeite für ein paar von diesen Anwälten, die Unfallopfer als Klienten zu gewinnen versuchen. Das ist eine Bande schmieriger Dreckskerle, die im Kabelfernsehen Werbespots schalten und in den Krankenhäusern herumlungern. Ich bringe die armen Teufel dazu, den Vertrag zu unterschreiben, und mache so meinen Schnitt.«

Einen so schäbigen Job angemessen zu würdigen, fiel Ray äußerst schwer, aber bei Forrest war jede Anstellung eine gute Nachricht. Er hatte sich als gewerblicher Kautionssteller verdingt, war Gerichtsdieners, Inkasso-Eintreiber, Sicherheitsbeamter und Detektiv gewesen. Irgendwann in seinem Leben hatte er es praktisch mit jedem untergeordneten Job versucht, der im Justizwesen zu finden war.

»Nicht übel«, sagte Ray.

Forrest begann, eine Geschichte über eine handgreifliche Auseinandersetzung in der Notaufnahme eines Krankenhauses zu erzählen, aber Rays Gedanken schweiften ab. Einmal hatte sein Bruder als Rausschmeißer in einer Strip-teasebar gearbeitet, doch das war nicht von langer Dauer gewesen, weil er in einer Nacht gleich zweimal zusammengeschlagen worden war. Ein volles Jahr lang war er mit einer neuen Harley-Davidson durch Mexiko gefahren. Es war nie geklärt worden, woher das Geld für die Reise stammte. Schließlich hatte er sich noch als Handlanger eines Kredithais aus Memphis verdingt, aber auch dabei hatte sich gezeigt, dass er sich bei Prügeleien nicht durchsetzen konnte.

Ehrliche Arbeit war nie Forrests Ding gewesen, doch wenn man fair sein wollte, musste man auch einräumen, dass die Personalabteilungen der Firmen sich stets von seinen Vorstrafen abschrecken ließen: zwei Verbrechen, beide in Verbindung mit Drogen. Beide hatten sich schon vor

seinem zwanzigsten Geburtstag ereignet, aber dennoch war seine weiße Weste für immer beschmutzt.

»Willst du noch mit dem alten Herrn telefonieren?«, fragte Forrest.

»Nein, ich sehe ihn ja am Sonntag«, antwortete Ray.

»Wann wirst du in Clanton sein?«

»Keine Ahnung, vermutlich so gegen fünf Uhr. Und du?«

»Gott hat fünf gesagt, richtig?«

»Allerdings.«

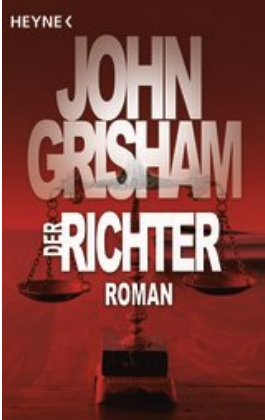
»Dann komme ich kurz nach fünf. Bis dann, Bruderherz.«

Noch eine Stunde lang schlich Ray um das Telefon herum. Einmal beschloss er, bei seinem Vater anzurufen und hallo zu sagen, dann entschied er sich doch wieder dagegen, weil alles, was zu besprechen war, auch am Sonntag besprochen werden konnte. Der Richter verabscheute Telefone, und zwar besonders dann, wenn sie mitten in der Nacht klingelten und ihn aus seiner Einsamkeit aufschreckten. Meistens ging er gar nicht an den Apparat, und wenn er doch abnahm, war er meistens so grob und unfreundlich, dass der Anrufer seine Entscheidung sofort bereute.

Er würde eine schwarze Hose und ein mit kleinen Brandflecken von der Pfeifenasche übersätes weißes Hemd tragen – ein *gestärktes* weißes Hemd. Das hatte der Richter schon immer so gehalten. Ein weißes Baumwollhemd hielt bei ihm ein Jahrzehnt, und zwar unabhängig von der Anzahl der Flecken und Brandlöcher. Jede Woche wurde es bei Mabe's Cleaners gewaschen und gestärkt. Seine Krawatte würde langweilig gemustert, farblos und genauso alt wie das Hemd sein. Dazu kamen die unvermeidlichen blauen Hosenträger.

Und er würde geschäftig am Schreibtisch seines Arbeitszimmers sitzen, unter dem Porträt von General Forrest,

nicht etwa auf der Veranda, um dort die Ankunft seiner Söhne zu erwarten. Zweifellos würde er sie glauben machen wollen, dass er selbst am Sonntagnachmittag Arbeit zu erledigen hatte und dass ihr Besuch für ihn nicht so wichtig war.



John Grisham

Der Richter

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-11033-8

Heyne

Erscheinungstermin: März 2013

Spannung hat einen Namen – John Grisham

Ein Juraprofessor an der Universität von Virginia wird urplötzlich mit seiner Vergangenheit und der seiner Familie konfrontiert, als ihn sein kranker Vater ruft, um gemeinsam mit seinem Bruder das Erbe zu regeln. Doch bei der Ankunft ist der alte Herr bereits tot. Längst gebannte Geister kehren wieder zurück und bringen schockierende Geheimnisse ans Tageslicht.